

Editorial

Susanne Alge

Natürlich war ich erfreut über die Aufforderung, eine Nummer der Zeitschrift V herauszugeben. Da ihr „Name“, das knappe, jedoch fette V, ihren Erscheinungsort Vorarlberg anzunehmen scheint und die vorangegangenen Ausgaben Literatur/Kultur-Veranstaltungen in Vorarlberg dokumentierten bzw. einen Themenkreis, wie etwa den der „konzeptionellen, experimentellen Poesie“ aus rein Vorarlbergischer Feder abdeckten, stand ich erst etwas ratlos da. Denn mein einziger „Verdienst“ in Bezug auf V ist es, in Vorarlberg geboren zu sein, im dortigen Autorenverband Mitglied zu sein und dorthin dauerhafte, freundschaftliche und mir am Herzen liegende Beziehungen zu pflegen. Letzteres gilt aber für viele Orte der Erde, und als „Mitglied“ zähle ich auch in der „Industriegewerkschaft-Medien“ mit Hauptsitz in Stuttgart. In meiner Verunsicherung zog ich das Impressum heran. Dort wird als „grundlegende Richtung des Mediums“ angegeben, V erfasse Belange der Literatur in Vorarlberg „und darüber hinaus“. Diese vage Bestimmung „und darüber hinaus“ bot Halt. Das knappe, jedoch fette V konnte gut und gern vogel-frei bedeuten, die Freiheit also, hierhin oder dorthin zu flattern. Doch halt, zu früh gefreut, schließlich bedeutete „vogelfrei“ ursprünglich: geächtet, ohne Rechtsschutz. Trotzdem stand damit automatisch ein Thema im Raum: der Zusammenhang zwischen Heimat und Fremde, der Gegensatz zwischen Eingebundenheit und Vertreibung, zwischen dem freien Entschluss, die Welt zu erkunden und der Flucht aus Angst vor Verfolgung. Dem allem eingemeindet natürlich das ewige Spannungsfeld zwischen Nähe und Ferne. Und darunter, dahinter, vielleicht sogar bedrohlich darüber schwebend: Grenzen. Diese ob sie nationaler, geografischer, juridischer, moralischer oder sozialer Art sind, ob sie durch Stacheldraht oder Visa-Bestimmungen aufrecht erhalten werden, oder ob sie eine strenge Trennung zwischen Text-Gattungen fordern - umgeben uns ständig, sind - je nach Lage - Hilfe oder Bürde. Meine Einladung an sehr unterschiedliche Schreibende und auch sehr unterschiedlich Schreibende, zu diesem Themen-Geflecht Passgänge zu unternehmen oder Grenzsteine zu erkunden, erfolgte unabhängig von ihrem Geburtsort und unterwarf sie keinen formalen Vorgaben.

Ich gab Dantes Behauptung zu bedenken, unsere Heimat sei die Welt, und Dantes Beteuerung, er habe so lange das Wasser des Arno getrunken, bis er gelernt habe, Florenz zu lieben. Dann stellte ich die Frage, ob man daraus schließen dürfe: Wer das Wasser des Arno nicht ehrt, ist die Meere nicht wert. Gerne, so schrieb mir daraufhin ein Autor, schreibe er eine Depesche, ja selbst ein Kassiber zu den „Reizwörtern Heimat & Fremde“, nur sollte ich meine „mit einer Zitatengirlande versehenen Themenvorgaben“ vielleicht noch etwas konkretisieren. Ob der Zusage nahm ich seinen Spott als nachsichtig-freundlichen. Außerdem hatte er Recht. Ich nutzte einfach die Chance, sozusagen „unter dem Deckmantel“ V einer Frage nachzugehen, die mich schon lange beschäftigt und auf die ich selbst keine eindeutige Antwort gefunden habe. Um Konkretisierung verlegen, aber immer noch neugierig auf mögliche Erkundungen, stimmte ich vorbehaltlos einer „Freibeuterfahrt“ rings um gewisse Reizwörter zu. Wolfgang Herbert hat nun seinen „Kapriolen“ ein Zitat vorangestellt, das ich für uneinzäunbar halte, für erkundenswert aber allemal. Außerdem gab er mir einen schönen Begriff - oder ist es eher ein Bild? - an die Hand: Bonsai-Optik.

Wir kennen sie selbstverständlich, diese hübschen Bäumchen. Sind sie nicht momentan in Mode und dementsprechend teuer? Rund, kreisrund sind sie, oder müssen sie sein, nicht?

Um so beschnittene Perspektive bat ich nicht in meiner „Zitatengirlande“. Und so ist es kein Wunder, dass keiner der vorliegenden Beiträge eine verbindliche Antwort bietet, um Dantes Weltmeer, das in unserem Fall wohl der Bodensee sein müsste, in das Bett des Arno (respektive Rhein) zurück zu dämmen.

Das Abtasten der „dünnen schwarzen Linien“ (Norbert Haas), liefert zwar vereinzelte Striche, weiße Flecken oder große Schwärze (also Verdichtung), aber eine unumstößliche Topografie wohnt Grenzen offenbar nicht inne, wenngleich Wartesaal nicht gleich Wartesaal bedeutet, wie die Texte von Sigmar Schollak und Aglaja Veteranyi zeigen. Interessant ist aber, dass die Wartesäle in beiden Fällen einen Ausgang haben, der weiter führt, entlässt. Frage ist: wohin? Frage ist: wie unversehrt? Aber nicht nur das Überschreiten nationaler Grenzen scheint Verletzungen und ihnen folgend Narben hervorzurufen, auch dort, wo Menschen (namens Lothar oder unbenannt) mit Orten verbunden werden, schreitet der Gestank von „grenzvollen Innereien“ (Zsuzsanna Gahse) zum Himmel, ein Gestank offenbar, wie ihn weiland die Chemie-Produktion in Bitterfeld hervorrief, sodass Andrea Scholl - ganz im Gegensatz zu den Beatles - diagnostiziert: „all you need das Herbizid“. Der Befund ändert sich nicht wesentlich, wenn sie in ihrer Replik auf Hofmannsthals Gedicht *Dein Antlitz war mit Träumen ganz beladen...* das Gift von Seveso beschwört.

Unbefangener kann man dem Thema begegnen, wo Grenzen als zwar vorhandene, letztlich aber durchlässige empfunden werden, wo sie einen zwar immer wieder von den „Wäble“ trennen (Christoph Keller), es aber ein Leichtes wäre, zu eben jenen „Wäble“ zurückzukehren. Dass der „Zaun“ (Birgit Dahlke), der immerhin 28 Jahre lang stand und höhernorts die Bezeichnung „Antifaschistischer Schutzwall“ trug, mit ähnlicher Leichtigkeit abgehandelt wird, hat mich - zuerst - erstaunt. Im zweitletzten Satz jedoch enthüllt sich das Rätsel des Textes „Wo ich her bin“, das so verworren - rückblickend gesehen - nicht ist. Ein Zufall - oder keiner - dass Uwe Neuhold, der an der österreichischen Grenze zum „Eisernen Vorhang“ aufwuchs, seinem Beitrag den Titel gab „Wo ich herkomme“.

Die Bezüge, die sich zwischen den verschiedenartigen Beiträgen einstellten, die als „Antwort“ auf meine eingangs gestellte Frage kamen, überraschten - und freuten - mich. Gleichzeitig ist die Bandbreite, ja teilweise Gegensätzlichkeit erstaunlich, in der das Abtasten von Grenzen oder die Entdeckung einer fremden Stadt (Birgit Müller-Wieland und Johannes Jansen) vor sich geht. Jansens Text evoziert - gewollt oder ungewollt - den Heldenplatz, wobei Jandls „maschenhaftem männchenmeere“ die vollkommene Evakuierung gegenübersteht, eine Leere, die einer massenhaften Behauptung nach 1945 entspricht, da ja bekanntlich niemand den sogenannten „Anschluss“ gewünscht, schon gar nicht bejubelt hatte.

Bei einer Erkundungsfahrt, die „Passgänger und Grenzsteinhocker“ in einer österreichischen Literaturzeitschrift am Ende des 20. Jahrhunderts unternehmen, kann das Thema der Vertreibung, der Flucht nicht fehlen. Stella Avni, deren früheste Kindheitserinnerungen noch in die österreichisch-ungarische Monarchie zurückreichen, umreißt in ihren „Lebenswegen“ eine Route, die - obschon historischer, politischer Entwicklung zu „verdanken“ - im persönlichen Leben die Frage der Nationalität obsolet werden lässt. Rose Ausländer, die wie Stella Avni in Czernowitz geboren wurde und zuletzt in Düsseldorf lebte, sagt dazu: „Mein Vaterland ist tot/ sie haben es begraben/ im Feuer/ Ich lebe in meinem Mutterland Wort“.

Mit den Spiegeln am Haus in der Weiherstraße in Bregenz hat es einen besondere Bewandnis: Die Geschichte, den Grund für das Vorhandensein dieser Spiegel, die Meinrad Pichler erzählt, erfuhr ich schon als Kind. Meiner Erinnerung nach ist es die erste und konkreteste Information, die ich damals zur Judenverfolgung im Nationalsozialismus erhielt. Dieses so anschauliche Wissen konnte von den ohnedies spärlichen schulischen Lektionen zum The nicht in den Schatten gestellt werden, wobei „meine“ Spiegel - wahrscheinlich kindlicher Logik gemäß - lange Zeit romantisch-verklärten Stellenwert hatten. Für den absolut unromantischen Aspekt der Flucht zu Rettung Jodgor Obid stehen, der momentan in Vorarlberg Schutz findet, aber getrennt von seiner Familie und auch getrennt von allen Menschen lebt, denen seine Lieder als geheime Hymnen gelten. Und vor allem im Ungewissen lebt, ob diese Trennung je ein Ende finden wird.

Die unter Varia erscheinenden Rubriken „Wiedergelesen“ und „Nachrichten aus...“ sind diesmal dem Gesamt-Thema nah verwandt. Ingrid Bertels Besprechung von Zsuzsanna Gahses Roman „Nichts ist wie“ ist - da sie völlig freie Wahl hatte - Zufall, aber gleichzeitig ein riesiger Glücksfall. Der hier publizierte Beitrag von Zsuzsanna Gahse zeigt einen ganz neuen Zugang zu einem Thema, das der Autorin wahrhaftig nicht neu ist, im Gegenteil, aber durch die vorliegende Besprechung mit seinen knappen, jedoch gestochen scharfen Konturen in der formalen Zuspitzung noch deutlicher wird. Dass

Gahse akkurat in den Überlegungen zu meiner „Zitatengirlande“ auf dies Form verfiel, hebt meinen herausgeberischen Stolz, den ich nicht verhehlen will.

Tomas Fitzner schließlich spricht in seinen „Nachrichten“ ein Thema an, das ob der Multi-Kulti-Euphorie und der fast hysterischen Angst, bloß ja nicht in den Ruch der Ausländer-Ablehnung zu geraten, nahgerade mutig erscheint. Seine These, bei sturer Nichtanpassung sei Xenophobie zwar nicht akzeptabel, immerhin aber als Reaktion verständlich, entspricht Claudio Magris' Anspruch, man müsse immer an zwei Fronten kämpfen: „gegen die Verwischung und die Idolatrie der Identität“. Um zum Ende zu kommen, aber um eine abschließenden Satz verlegen, nehme ich Zuflucht zu Heine, der zum Thema Heimat & Fremde viel zu sagen hatte, aber auch einer „Girlande“ einen würdigen Rahmen geben kann, da er nämlich bemerkte: „So ein paar grundgelehrte Zitate zieren den ganzen Menschen.“ Wenn denn neben der Zierde auch noch ein wenig Lese-Vergnügen und Nachdenklichkeit herauspringen, umso besser!